

Witth. v. Thoz.

10

1925

Sächsische

|   |                |
|---|----------------|
| Z | 8 <sup>o</sup> |
|---|----------------|

2144

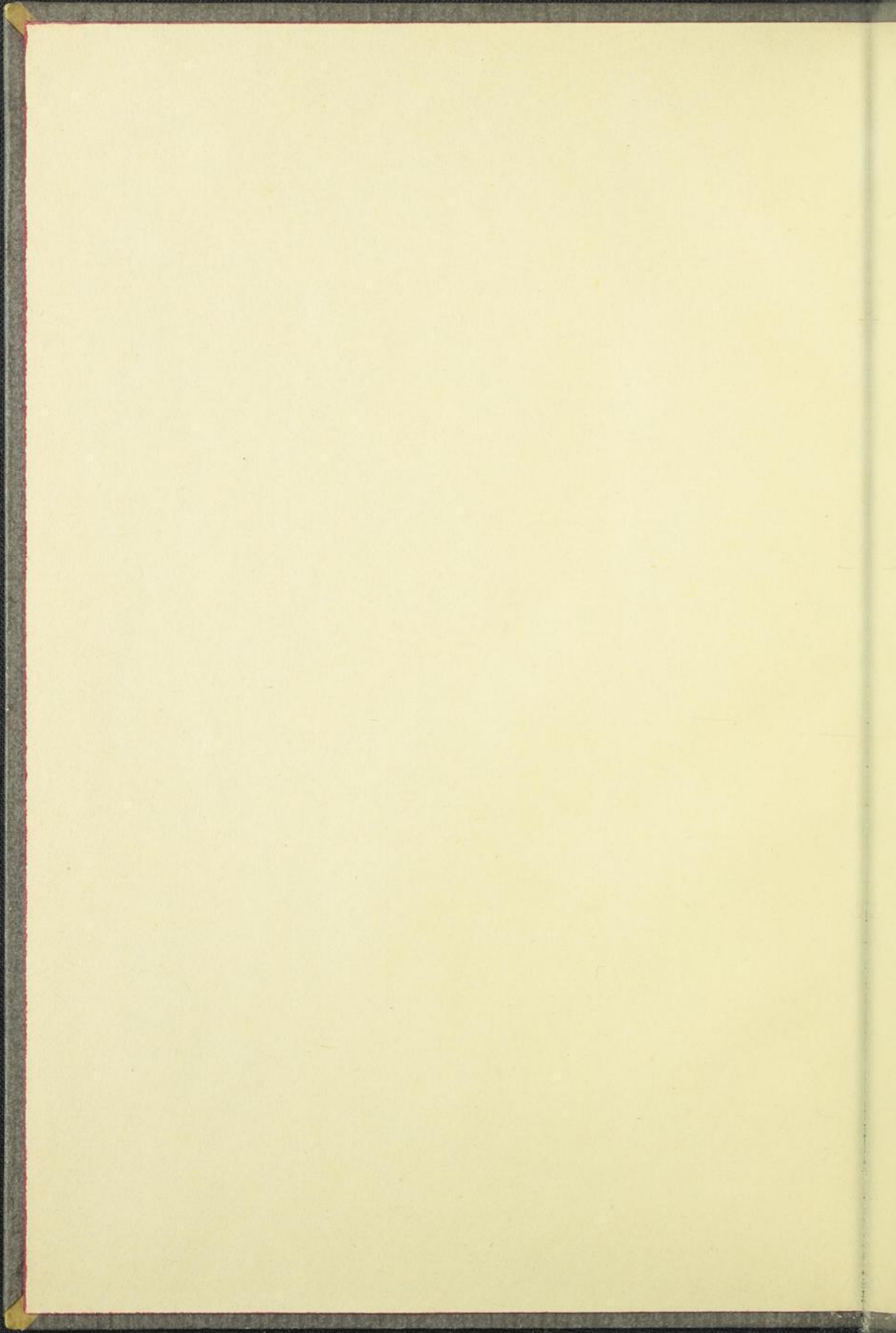
Landesbibl.













---

# Bekenntnisse

Eine Schriftenfolge von Lebens- und  
Seelenbildern heutiger Dichter



Zehntes Heft

Herausgegeben durch die  
Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz

---



---

*Wilhelm von Scholz*

*Anfänge und Einflüsse*



1 9 2 5

*Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz*

---

Sächsische  
Landesbibliothek  
3. APR. 1968  
Dresden

*Ernst Lissauer  
in Freundschaft  
zu eigen*



**S**obald die künstlerische Vorwelt oder Umwelt eines überlebenden Dichters, seine geistige Familie und Heimat, versunken, vom Gefühl vergessen und nur noch im Bewußtsein der Wissenschaft sind, scheint er fast urgezeugt, reiner Schöpfer, erster Bringer und Heraufführer der, uns jetzt mit seinem Namen verbundenen, Dichtungsart und Wesenheit; erhält er mythisch-erstmaligen Charakter. Um so mehr vollendet sich diese Verwandlung eines zufälligen Menschen, auf den der zufällige Geist und Besitz eines Zeitalters einwirkt, in eine gültige, wesentliche, auf nur ihr gehörige Weise und Art das Dasein vertretende Persönlichkeit, je bedeutender er ist natürlich — aber auch je ferner und dichter das Dunkel ist, aus dem er heraustritt, in das sein Geschlecht versank.

Nicht nur die Großen, nicht nur Homer, Äschylos, Dante, Shakespear, Li-Tai-Po erscheinen urgezeugt. Auch viel kleinere lösen sich von einem unbestimmt werdenden Hintergrunde und binden in eine jetzt viel reicher erscheinende Persönlichkeit den geistigen Kreis, zu dem sie gehörten, der nun zu ihnen gehört; so die Droste und Heine oder Hebbel. Der Forscher der Dichtungsgeschichte trennt noch das Ursprüngliche und das Angeglichene, schneidet mit seinen richtigen Zuweisungen aber erfolglos in eine, im Bewußtsein

der mit der Dichtung lebenden Menschen schon gewordene feste Einheit, die als Gestalt und Vision im Geiste der Menschheit eine mystische Wirklichkeit angenommen hat. Weit ins Fremde hat die Persönlichkeit Goethe ihre Grenzen erweitert und mit in sich all das gezogen, aus dem sie hervorging. Es ist verlockend, wenn man ein Bekenntnis geben soll, zu dem man um seiner Dichtung willen gerufen wird, davon zu sprechen, wie, aus welchen Ursprüngen und Einflüssen man sich geworden glaubt. Aber man erlahmt, ehe man beginnt. Denn wenn man auch nicht für so viel wie Goethe Vorlebenden und Mitlebenden zu danken hat — weil vielleicht das nur Aufgenommene und Angeglichene bei ihm, bei der Weite seines Geistes, schon unser Eigenes zusamt dem uns Eigengemachten überwiegt — auch das, was alles zusammenkommen muß, um einen Dichter unserer Tage zu erzeugen, mit Sprache und Formen, Dasein und Bild, Leben und Stoffen, Gefühl und Rhythmen zu füllen, ist so vielfältig und weitverzweigt, daß der getreueste Erinnerungsbericht hundertmal mehr übersehen als verzeichnen würde; daß der rückblickende Geist, Gedante und inneres Auge, sich sehr bald von der ganzen Welt des eigenen Wesens überströmt sehen müßte, worin er die Ursprünge und Einflüsse zunächst kaum zu unterscheiden vermöchte.

Und doch ist man innerlich immer wieder gedrängt, sich darüber Rechenschaft zu geben, wie man wurde, was man ist. Ich frage mich, wenn die dichterische Begabung, und sie nicht nur, sondern der dichterische Zwang auch, schon in das keimende Geschöpf einstrahlt: wie wurde ich? wie kam mein Dichterwesen zum Durchbruch, zur Erscheinung, mir selbst und den anderen?

Mir hat seither im Laufe der Jahre, im Ablauf des Lebens, in Werden, Entwicklung, Reifen, das, was ich für das Herzwesen der Dichtung hielt, vielfach gewechselt, hat sich immer mehr nach innen gezogen, sodaß in Umkehrung des Vergleichs, ein Jahresring nach dem andern außen stehen blieb. Aber es ist mir auch nach jeder Verinnerlichung immer wieder die einfache sachliche Gestaltung auf höherer Stufe als das Letzte und Wichtigste erschienen.

In jeder dieser Wandlungen der Dichterwesenheit in meinem Geist könnte ich ein anderes Erleben als den Beginn meines erkennbaren Dichterseins schildern. Heute, auf der Stufe meines jetzt fünfzigjährigen Lebens, würde ich vielleicht schon das früheste dämmernde Bewußtwerden meiner selbst und der Dinge, des Raums, der Welt nennen — weil ich heute in jedem einfachsten Bewußtwerden von Licht, von Luft, von Gefühl und Dasein der Zauberkräfte inne bin, die darin

wirken, Wort zu schaffen, die Erscheinungen aus ihrer Einmaligkeit in das, viele Male ihres Vorkommens und sie im Geiste vieler Menschen verbindende, Wort zu heben, sie auf eine andere Ebene, die Ebene einer wirklicheren, geklärten, weniger vergänglichen Existenz, hinüberzuspiegeln.

Ich würde mich vielleicht dahin begrenzen können, von dem ersten mir erinnerlichen solchen Wortwerden zu sprechen — und fühle plötzlich wieder ganz stark den Zustand vor dem Wortwerden, wenn jedes innere Bild zu Raum wird und die Wirklichkeit auslöscht, wenn jede Empfindung so drängend und sprengend wird, daß sie den Menschen martert, ehe sie endlich den Ausgang ins Wort sucht, als das Wichtigste. Und immer weiter in den Ursprung zurück.

Der Leser, der meinen Gedanken in ihrer Umständlichkeit geduldig bis hierher gefolgt ist, erfühlt, um welches Bekenntnis es mir zu tun ist: ich möchte mein vielfältig wechselndes Verhältnis zur Dichtung, zum Schaffen darlegen, dieses Leben mit dem Geheimnis, das sich immer zu enthüllen, ja: enthüllt zu haben, scheint und immer wieder in Rätsel sich verbirgt und schleiernd über die Seele fließt; dieses Leben und stete Ringen mit dem inneren, fremden, unbefannten Willen.



Ich glaube, daß der Dichter, zu dessen Wesen der Vers gehört, in seiner frühesten Dichterbewußtheit schon den Vers finden wird, daß er mit Versen begonnen haben wird. Es hat meine lebhafteste Aufmerksamkeit geweckt, als mich zuerst eine Ausgabe von Hebbels Werken, der Zeitfolge nach geordnet, darüber unterrichtete, daß dieser Dramatiker ganz lyrisch begann und ein gut Teil seiner geistigen Breite in Vers und Prosa gewann, ehe er mehr als skizzenhafte und bedeutungslose Dialogbruchstücke schrieb.

Meine früheste Erinnerung an Dichterisches sind Verse; freilich nur halb lyrische, halb doch dramatische Verse: ein Monolog des Ovid in der Verbannung in Tomi — vielleicht, was sich heute nicht mehr feststellen läßt: Iphigenie, in der Maske Ovids, Tauris und Tomi tauschend; ich vermute das nur, ohne greifbare Unterlagen dafür zu haben, wie ich auch keine Gewißheit dafür finde, daß dieser verbannte klagende Dichter, der mir aus der Schule gefolgt war, in jenem Monolog wirklich meine allerersten Verse gesprochen. Immerhin aber sind die Begleitumstände, deren ich mich noch genau entsinne, merkwürdig genug, um zu vermuten, daß es sich hierbei wirklich um meinen frühesten Dichtversuch handelt: ich hatte mich, um mir allein diese tönenden Strophen vorzulesen, in einen großen hohen Saal der elsterlichen Dienst-

wohnung, im Kastanienwäldchen zu Berlin, begeben und fühlte selbst da, wo an gewöhnlichen Tagen niemand hinfam, wo die oberen Fenster meist geschlossene Vorhänge hatten, und der Staub des unbewohnten, selten benutzten Raums auf den Dienstmöbeln lag, die brennendste Scham, als ich die elegische gereimte Klage, gewiß mit viel Pathos, las. Ich glaube nicht, daß ein Dichter, der nur Prosa schreibt, sich bei seinen ersten Versuchen auch schämt, während ich es bei dem Versdichter für eine nicht vereinzelte Erscheinung halten möchte. Ich verstehe diese Scham noch heute: das häßliche graue Entlein Seele schämt sich irgend eines schwingenden, klingenden, stolzen, befreiten Gefühls, schämt sich des Reims und des Rhythmus', schämt sich all dessen, was nicht vernünftig, nicht hausbacken und alltäglich ist.

Aus einer schülerhaften, begeisterten Beschäftigung mit Astronomie flossen Sterngedichte, die sich wahrscheinlich verblasen ins Weite verloren. Und erst sehr viel später folgten erste Liebesgedichte, wahrscheinlich meist Liebeserklärungen, für das Auge der jeweils Angebeteten bestimmt. Dieser Gedichte schämte ich mich durchaus nicht, obgleich sie gewiß noch schlechter waren; leider sind vielleicht einige davon aufbewahrt worden.

Merkwürdiger aber als alle einzelnen Gedichte ist mir immer

noch und immer wieder dies Schamgefühl, mit dem ich Ovids Klage — die übrigens sicher ohne Kenntniss der „*Tristia ex Ponto*“, nur auf Grund der Erzählung, entstanden war — mir im blauen Saal des Finanzministeriums in Berlin vordeflammierte, da ich als Junge in Bezug auf mein äußeres Benehmen und Gehaben, das höchst sonderbar gewesen sein soll, gar keine Geniertheit hatte und mein komisches Wesen, wie man mir erzählt, wie ich mich aber auch wohl noch erinnern kann, auf der Straße und sonst unter Menschen mit nachtwandlerischer Unbeirrtheit trieb: in phantastische Vorstellungen und Träume, die mir die eigentliche Wirklichkeit waren, völlig verloren hintanzte und womöglich dabei laut mit mir sprach. —

Gewiß in einem unterirdischen Zusammenhange mit dieser Dichterscham steht ein anderes frühes, genau von mir erinnertes und sehr gegensätzliches Gefühl, das nicht Stolz war, das ich nur als eine plötzliche innere Gewißheit irgend-einer späteren Leistung und Bedeutung meiner damals noch sehr kleinen und kindlichen Person bezeichnen kann, ein beglückendes oder doch zumindest Zweifel, Schwäche und Unzufriedenheit mit mir selbst abwehrendes Ruhmgefühl — dies Wort gibt nicht ganz, was ich sagen will, da es nicht

genug die sich mir in jenem Augenblick versprechende Leistung betont — ein erhöhtes Daseinsgefühl, das aber keineswegs, was mir ein Beweis seiner Echtheit scheint, in irgend eine bestimmte beschränkte Richtung wies, nicht entfernt mich als Dichter sah und etwa auf Grund schlechter Jugendverse entstanden sein konnte, sondern ganz allgemein mich wie ein erst halb erklärtes doch vielverheißendes Glücksversprechen erfüllte.

Das äußere Bild, das mir wie der innere, so merkwürdig plötzliche Vorgang, genau im Gedächtnis geblieben ist: ein Balkon der Wohnung des Reichsschatzsekretärs in Berlin, Ecke der Wilhelmstraße und des Wilhelmplatzes. Ich war als Schüler bei dem mir befreundeten Sohn des Nachfolgers meines Vaters in diesem Amt, mit viel anderem Besuch seiner Eltern, eingeladen, einen Bismarck gebrachten Fackelzug anzusehen, der sich durch die Wilhelmstraße bewegte. Als die Feierlichkeit etwa ihren Höhepunkt erreicht hatte mit Lärm, Licht, Jubel und ich von dem voll Menschen gedrängten Balkon über die volle Straße, den wimmelnden fackelleuchtenden Platz hinsah, faßte mich ein berausches Gefühl des Ruhms, den ich lebendig wogend vor mir sah. Aus seinem Anblick stieg eine Sehnsucht, ein noch unerfülltes, ja noch unerkennbares Wollen in mir auf, welches zu rein

und zu fließend war, als daß ich es Ehrgeiz nennen könnte, und zugleich diese, mich Kind fast erschütternde, Gewißheit und Seligkeit einer in mir schon umschlossenen Leistung und einer gewährenden Zukunft.

Die Dichter, an deren Anfang der gesprochene Vers steht, sind gewiß weniger zeitgebunden, zeitbefangen und sehr viel seltener modisch als die anderen, die mit Schreiben beginnen, die dem veränderlichen Teil der Erscheinungen angehefteter sind. Der rhythmisch gesteigerte, klingende und beschwingte Mensch ist sich in dem Wandel der Kulturen und Gesellschaftsformen durch die Jahrhunderte viel gleicher geblieben als der nüchterne, der jeder mit seiner Epoche geboren wird und stirbt, der so leicht den Denkfirrtum der Zeit ins Fühlen überträgt und das unverstandene Drängen aus seiner Zeitkunst ins Dauernde als Drängen nach einer veränderten Zukunftskunst mißverstehet und dann eine „neue Kunst“ fordert – die natürlich wieder nur eine Zeitangelegenheit sein kann. Der Schreibende stellt sich energischer auf die Epoche ein, ist gegenwärtiger, augenblicklicher, gibt sich den Meinungen und Forderungen des Tages mit bereiterer, mit wollender Seele hin. Er nimmt die Veränderungen der Welt für ihr Wesen, statt jede Veränderung, selbst Laune

und Mode eines Jahres, in das dicht dahinter, ja darin liegende Ewige schwinden — doch nicht schwinden, vielleicht nur: das sich darin bergende Ewige bleiben zu sehen. Er eilt zu neuen Moden weiter. Er strebt früh zur Breite und Vielheit, während der Versdichter, der singende, tanzende, Einheit in sich trägt, Einheit fühlt, sieht und alle Veränderungen als Wellen auf der Oberfläche des Meeres, als Lichtspiel über den Dingen empfindet und sich ihrer freut.

Den jungen, eben erwachenden Dichter, der Verse vor sich hin spricht, reizt das Künstlerische, die Form, in der des Gleichen mehr ist und dauernderes ist als das Veränderliche. Wer als werdender, Lernender im Wohlklang vollendeter Verse schwingt, Goethes oder der Braut von Messina-Chorstrophen, der kann nicht soziale Probleme plötzlich als den neuen besseren Gehalt der Dichtung anerkennen oder auch nur begreifen. Wer aus Versen den ersten dramatischen Dialog bildet und an den vom Rhythmus geschleuderten springenden Antithesen, einander wie Bälle treffenden und zurückschlagenden Worten seine erregte Freude hat, der sieht nicht ein, warum das Drama der Klassiker veraltet sein sollte und durch ein andersartiges ersetzt werden müßte. Der ist naturgemäß unmodisch.

Aber in seiner Seele wird durch die Emporgestimmtheit

des Verses, die vom Nüchtern-Vernünftigen sich lösenden Reize von Rhythmus und Reim, aus dem über das Vergängliche tanzenden Rausch die Gefühlsgewißheit des Ewigen, Dauernden, Überzeitlichen gezeugt: die Idee, solange er jung ist — Jugend, die so wahrhaft lebende, ist voller Ideen und abstrakt — und immer mehr das Wesen, je mehr er reift.

So scheint mir heute mein Fall zu liegen, wenn ich auf die Anfänge blicke und den Weg überdenke, der zu den von mir als wesentlich angesehenen meiner Arbeiten geführt hat. Was ich in meiner Kindheit an Versen erreichen konnte: Schiller, von dem mich meine Mutter schon, als ich vierjährig war, den Alpenjäger auswendig lernen ließ (nach Kindlichem, das ich schon zweijährig lernen mußte, bis ich mit lautestem „ich habe keine Stimme mehr“ die Sache beendete), Goethe, aber auch Anthologien, Heine, Geibel, Strachwitz, Schefel in bunter Zufallsfolge, doch immer wieder Verse, wirkten auf mich ein und riefen Nachahmungen, Nachflänge bei mir hervor — bis alles, was in mir die Natur suchte, durch die Sinne der Droste, alles, was Erkenntnis in mir werden wollte, durch den Geist Hebbels ins Freie schritt. Erst im Freien dann ließ ich die Ewigen ganz auf mich wirken: Shakespeare, Goethe, Dante, Homer, Sophokles. Vielleicht

ist wenig, was vom Meinen bestehen bleibt, wenn man es in ihr Licht trägt: aber, dünkt mich, nur weil sie es wohl bis zur Unsichtbarkeit überleuchten — nicht, weil es in ihrer Nähe unecht und leer wäre.

Der Ruhm des Dramas blendet dem jungen Dichter stark und hell entgegen, das Verlangen, durch Wort und Spiel auf die Menge zu wirken, ist so groß, daß es des hinzukommenden Zaubers und Sinnenreizes der Bühne nicht einmal bedürfen würde, um jeden jungen Dichter früh in das gefährliche Dickicht dramatischen Schaffens zu verlocken. Kommt nur ein starkes Selbstgefühl mit der ästhetischen Höchstbewertung der dramatischen Form unter den Dichtungsgattungen zusammen, ist oft eine lebenslange Tragödie in Tragödien über den Dichter verhängt, dem spät, als abgekämpftem Mann, dann manchmal noch eine epische Krone zuteil wird, an der man sieht, welches sein Königstum war.

Wer ist als Dramatiker geboren? Auch bei den dialogischen und szenischen Temperamenten, die es treibt, Menschen gegeneinander sprechen und handeln zu lassen; die den Bühnenraum mit Gestalten und Geschehen zu beleben, die Anteilnahme und Spannung des Zuschauers nicht nur durch den Abend wach zu halten, sondern auch ihn unenttäuscht



und beschäftigt heimgehen zu lassen vermögen, sind die geborenen Dramatiker kaum von denen, die sich kraft Temperamentes, Geistes und Selbstschulung zu Meistern der dramatischen Kunst machten, zu unterscheiden. Auch die Anfänge dieser Meister reichen so tief ins früheste Werden des Dichters hinab, daß sie geborene Dramatiker zu sein scheinen. Und jedenfalls bleibt das Seltsame bestehen, daß der Dichter, der als der unbestritten größte Dramatiker gilt, mit Sicherheit nur der größte Szeniker und nicht zu Unrecht schon einmal der „gewaltigste Bühnenepiker“ genannt worden ist: Shafespeare — und daß das wahrscheinlich größte Drama der Menschheit, das zugleich eine reinste Tragödie ist, der König Ödipus, ebenso als das Werk des ausgesprochensten Meisters, des flugen, besonnenen Könners und Technikers erscheint — es würde zweifellos, wäre es heute entstanden, von unseren Verständnislosen und Ungebildeten „konstruiert“ und „intellektuell“ genannt werden — wie als herrliche Schöpfung des welterschütterten Dichters.

Mit meiner schon oben befundeten Vorliebe für den vom Vers herkommenden Dichter, mit der ich vielleicht ungerecht und für mich voreingenommen bin, möchte ich ihm wie die ursprünglich reinere Künstlerschaft auch das nähere Verhältnis zum Drama zusprechen; zu dem Drama, das nicht

als naturalistisches Schauspiel handelnde, sondern das als Dichtung unter einem Schicksal stehende Menschen einander entgegensührt; in dem das Unberechen- und Unmeßbare über die einander bekämpfenden Willen der Menschen siegt und das Spiel als Weg zu dem Unerwarteten erscheint, das, nachdem es eingetreten, wie der Zufall, Erfüllung höchster Notwendigkeit ist. Es ist bei der dramatischen Kunst, die zu jeder, auch der kleinsten, Vollendung in ihr neben der Begabung und dem Temperament starken Willen und großen Verstand notwendig macht, nicht so nebensächlich wie bei den anderen Dichtungsarten, die Einstellung des Schaffenden zu seiner Kunst und seinem Handwerk zu kennen. So gab ich hier meine *aesthetica in nuce* und erzähle dazu:

Das erste Schauspiel, dessen ich mich als eines sauberen, vielleicht mit dem Lineal unterstrichenen Titels noch entsinne, hieß „Egon von Rechenberg“ und war wahrscheinlich kleinen lyrisch-beredten Mono- und Dialogen als Versuch einer mehrkräftigen Handlungsgestaltung gefolgt. Einem von mir sehr verehrten Lehrer, dem unter dem Schriftstellernamen Peter Sirius bekannt gewordenen Professor Otto Kimmig, legte ich es als Konstanzer Primaner vertrauensvoll in die Hände. Er bestimmte es dem Feuertode, den es denn auch erlitt, und hat mir, indem er mich das entschlossene Überbord-

werfen des Mißlungenen lehrte, vielleicht die für einen Dramatiker schlechthin klassische Tugend gelehrt. Vielleicht verdanke ich diesem Streichen eines ganzen Stückes mein energisches, nie zaghaftes Streichen in meinen späteren Bühnenwerken.

Der Segen jenes Verdammungsurteils zeigte sich sofort: mit dem mißratenen Opus war all das mit aus mir herausgerissen und abgetan, was überwunden war, Gequältes, Langatmiges, Lehrhaftes, was sich ohne den rücksichtslosen Eingriff vielleicht noch lange fortgeschleppt hätte. Ich war frei, konnte neu anfangen, und schrieb ein einaktiges Stück „Die Mönche“, mit dem ich meinen Kunstrichter völlig umstimmt: es war bei aller Schülerhaftigkeit irgendwie lebender dramatischer Dialog, Vers und Prosa gemischt, war Kampf von Männern, in dessen Ablauf sich kein Weib mischte, und ist noch vorhanden — wird aber nicht gezeigt.

Dichtung ist mir meine ganze Jugend hindurch, auch während ich selbst schon Dichter zu sein glaubte, als etwas in der Vergangenheit liegendes Großes, Heiliges erschienen, das ich nicht als gegenwärtig denken konnte, sondern immer als vollendet, als wie auf einem anderen Stern geschehen ansah. Später erst, sehr spät, ist sie mir, wie alle wesentlichen

Erscheinungen des Lebens, stete und unmittelbare Gegenwart geworden. Da habe ich denn auch langsam die räumliche und zeitliche Nähe der Klassiker mit dem Gefühl erfassen gelernt — wenn ich mir etwa klar machte, daß meines gut von mir gekannten Großvaters junge Zeit noch zweiunddreißig Jahre in Goethes Alter fiel und daß mein Vater ein Jahr nur nach Goethes Tod geboren wurde. Mit meinen zunehmenden Jahren begreife ich es immer mehr, werden mir die Großen näher und näher. Ich sehe die in jeder neuen Menschheit wieder, da und dort, auftauchenden Dichter, die, einander im Leben fremd, ein ununterbrochener Zusammenhang sind, nun gleich mir als irrende getäuschte Menschen, mit dem gleichen Schicksal, daß ihr warmes Leben, in Schriftzeichen verwandelt, aufs Papier niedersinkt, sie als ein Schatten zu überdauern, und daß ihr Leben immer mehr, immer völliger sich in Schriftzeichen verwandelt:

Wir stellen einer nach dem andern  
uns leise in den Bücherschrank.

★      ★      ★





*Wilhelm von Scholz*

*Anfänge und Einflüsse*

*ein Kapitel aus einer großen Autobiographie, die der Dichter für den Verlag Walter Hädecke in Stuttgart vorbereitet, wurde als dreizehnte außerordentliche Veröffentlichung der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz, als zehntes Heft der Bekenntnisse, im Februar 1925 daselbst von der Buchdruckerei Adam (Max Adam, Jean Hoppe) in der Matthies-Kursiv gedruckt. Von den 500 nummerierten Exemplaren der einmaligen Auflage wurden die ersten 150 mit römischen Ziffern in der Presse nummeriert und von dem Dichter unterzeichnet.*

\*

*Dieses Exemplar ist Nummer*

**281**







10-

N. 281 v. 500 Ex

Hinweise

Er.

|          |            |      |    |
|----------|------------|------|----|
| Signatur | 2. 8° 2144 | Stok | Be |
|----------|------------|------|----|

|    |            |            |     |
|----|------------|------------|-----|
| RS | 10<br>1925 | Bub        | AK  |
|    |            | Titelaufn. | AKB |

FK f.T.: - H. lit. germ. TB  
S.T.: 1 Br. Litgeruch. B

Bio K Bild K

SWK

|                |        |                  |
|----------------|--------|------------------|
| Sonderstandort | Signum | Ausleihervermerk |
|----------------|--------|------------------|

III 9.280 Id-G 80/62

2. 8° 2144

